

der „in ihrer Frühzeit schon assimilierten Profanbaustrukturen, allerdings auf einem höheren, ‚monumentalisierenden‘ Niveau“ interpretiert.

Die beiden Regionalübersichten der Kapitel VI und VII sind wesentlich typologisch intendiert, bringen aber natürlich auch Baugeschichten, zumindest der exzeptionellen unter den besprochenen Bauten. Der lokal baugeschichtlich Bewanderte stellt dabei leicht Widersprüche fest, einen Nachteil bedeutet das nicht. Niemand wird eine solche Zusammenfassung als Nachschlagewerk für einzelne Bauten benutzen. Worauf es ankommt, ist die architekturgeschichtliche Bedeutung der Bettelorden in einer Zeit, in der das Mittelalter in die Neuzeit umbricht; Egon Friedell nennt sie die Inkubationszeit der Neuzeit. Für den aufmerksamen Leser und Betrachter der Bilder wird diese Bedeutung und der Anteil der Bettelorden an diesem Umbruch erkennbar, obwohl der Autor dies mehr zwischen den Zeilen läßt. Erst am Schluß, wie schon bemerkt, nimmt er unter dem Aspekt „Architektur der Bettelorden – Bettelordensarchitektur“ Stellung und, mit Blick auf die Hervorhebung des mönchischen Chorbereichs, der „schaubar“ wird und dadurch eine neue Wahrnehmbarkeit gewinnt gegenüber dem gestalterisch anders behandelten Laienraum, schließt er: „Das ist keine Architektur, die den Kirchenraum profanisiert, sondern eine neue Kirchenarchitektur, die den sakralen Ort erhöht.“ Eine Arbeit, die zu immer wieder neuem Nachdenken über die monastische Kirchenarchitektur anregt.

ERNST BADSTÜBNER  
Berlin

**Wulf Schirmer: Castel del Monte.** Forschungsergebnisse der Jahre 1990 bis 1996. In Zusammenarbeit mit Günter Hell, Dorothee Sack, Werner Schnuchel, Christoph Uricher und Wolfgang Zick, und mit Photographien von Rafael Cardenas-Dopf [Heidelberger Akademie der Wissenschaften – Forschungsstelle Archäologisch-baugeschichtliche Erforschung des Castel del Monte]; Mainz: Philipp von Zabern 2000; X, 103 S., 63 SW-Abb., 40 Taf., 7 Beil.; ISBN 3-8053-2657-2; DM 98,-

Die Forschungsgeschichte zu Castel del Monte ist in den letzten hundert Jahren verschlungene Wege gegangen. Mehr oder weniger verdienstvollen Einzelunternehmungen deutscher, italienischer und französischer Forscher (Heinrich Wilhelm Schulz, Emile Bertaux, Gino Chierici, Heinrich von Geymüller, Carl Arnold Willemssen, Wolfgang Krönig, Heinz Götze, Dankwart Leistikow etc.) stehen zahllose eher esoterisch angehauchte, hauptsächlich aus Italien stammende Versuche gegenüber, sich dem Bauwerk zu nähern, es zu verstehen (zuletzt Vlora u. a.). Das *skandalon* innerhalb der Forschungsgeschichte zu den Stauferbauten in Süditalien besteht darin, daß es ihr bisher grundlegend an Wissenschaftlichkeit mangelt und daß es, abgesehen von dem Versuch von Chierici, jetzt noch einmal fast sieben Jahrzehnte (bis zur Veröffentlichung) dauerte, bis mit dem hier zu rezensierenden Werk der Versuch unternommen wurde, erst einmal die „Materialsicherung“ zu diesem Bauwerk zu

unternehmen, statt permanent phantasiebegründete hochtrabende Theorien zu Ursprung, Sinn und Zweck dieses Burgenbaus in die Welt zu setzen.

Die Materialsicherung, also die baugeschichtliche Aufnahme des Baus und die Analyse der Befunde, welche Gegenstand des Buches von Wulf Schirmer ist, geht ursprünglich auf eine Idee des Burgenforschungs-Dilettanten (im besten Sinne des Wortes) Heinz Götze zurück, der sich – aufgrund privater Begeisterung – als Fachfremder (was gerade im Fach Kunstgeschichte legitim und seit Jahrzehnten erprobt ist) Ende der 1980er Jahre daran gemacht hatte, seine Gedanken über die Herkunft und Begründung der Oktagonalität von Castel del Monte aufzuschreiben. Als Chef des Wissenschafts-Verlags Springer (Heidelberg) fiel es ihm nicht schwer, einen der kunsthistorischen Fachverlage (in diesem Falle Prestel / München) dafür zu interessieren, die von ihm erarbeiteten und üppig bebilderten Thesen zu publizieren.

In einem nächsten Schritt brachte Götze die Heidelberger Akademie der Wissenschaften dazu, eine Forschungsstelle zu Castel del Monte einzurichten und eine entsprechende Forschergruppe unter der Leitung von Schirmer zu berufen. Auch für die notwendige Finanzierung war bald gesorgt (Gerda Henkel Stiftung und Robert Bosch Stiftung). So nahm das Unternehmen im Jahre 1990 seinen Anfang und wurde 1996 in seinem Datenerfassungsteil offiziell beendet. Seither wartete die wissenschaftliche und sonstige Öffentlichkeit auf die Veröffentlichung der erarbeiteten Erkenntnisse. Von einigen Vorberichten abgesehen, bisher vergebens. Erst im Herbst 2000 war es schließlich so weit: die lang erwartete baugeschichtliche Untersuchung zu Castel del Monte wurde veröffentlicht.

Akademiepräsident Gottfried Seebaß und Kommissionsvorsitzender Hans Elsäßer gaben dem nun vorgelegten Werk in einem Geleitwort mit auf den Weg, die erarbeiteten Ergebnisse möchten „weite Beachtung finden und die zukünftige Diskussion über Castel del Monte befruchten“. Das sind ehrbare Wünsche. Ob sie so eintreffen werden, ist nicht leicht vorherzusagen. Denn es fällt merkwürdig schwer, über die Qualität der vorliegenden Publikation zu befinden. So opulent und metikulös die offensichtlich generös stiftungsfinanzierte verlagsseitige Gestaltung ausgefallen ist, so ambivalent präsentiert sich der Inhalt der von der Textmenge her mit 97 (allerdings großformatigen) Seiten schmal ausgefallenen Publikation bei genauerer Prüfung.

Generell gilt, daß die Erarbeitung des nun vorgelegten Materials und seine Publikation einen wesentlichen Fortschritt für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Architektur im Umfeld Friedrichs II. von Hohenstaufen in Italien bedeutet, der nun dringend weitere, gleichartige Projekte zu anderen friderizianischen Bauwerken folgen sollten. Das Planmaterial zu den Grundrissen, die im wesentlichen vollständige Bibliographie, die Ausblicke zu Seitenthemen der friderizianischen Baugeschichte stellen eine Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit diesem Thema dar. Schlaglichtartig werden hier Chancen und Gefahren künftiger Publikationen zu diesem Fachgebiet deutlich.

Insgesamt stellt Schirmers Werk eines der prominentesten Ergebnisse jenes Aufschwungs dar, das das Forschungsgebiet im Vorfeld des 800. Geburtstages des Kaisers im Jahre 1994 erlebte. Blieb auch über die Dauer der mittlerweile vergangenen

Jahre von diesem Aufschwung nur wenig erhalten (darunter die mittlerweile von Jürgen Krüger u. a. organisierte „Landauer Staufertagung“), so zählt die vorliegende Publikation zu den bleibenden, aus dem Geist der damaligen Begeisterung und Euphorie geborenen Veröffentlichungen. Notwendige Einschränkungen macht der Herausgeber schon im Eröffnungskapitel selbst.

Wie Schirmer dort einräumt, bleibt hier beispielsweise jegliche Erörterung der Bauplastik und – wie man hinzufügen muß – jeglicher Ansatz einer architekturgeschichtlichen bzw. kunsthistorischen Einordnung des Bauwerks außen vor. Damit ist dem offensichtlich als reine Mauerwerksbeschreibung mit ausgewählten Interpretationsansätzen konzipierten Werk jedoch die historische Perspektive genommen, was den Gebrauchswert dieser verdienstvollen Publikation unnötigerweise mindert.

Wie sich aus heutiger Sicht überdeutlich abzeichnet, war es ein entscheidender Fehler Schirmers, bei der Beschäftigung mit Castel del Monte auf seine Intuition bzw. seine baugeschichtlichen Fachkenntnisse aus anderen Epochen (Antike) zu vertrauen. Mittelalterlichen Wehrbauten sollte man sich jedoch nicht „naiv“ nähern, jedenfalls nicht, wenn man den Anspruch erhebt, das allgemeine Wissen um eines der berühmtesten Bauwerke dieses Genres entscheidend zu vertiefen. Schirmer selbst ist, ausweislich seiner Schriften, Spezialist für die Archäologie und Baugeschichte älterer, antiker Architekturen. Deren Spezifika helfen jedoch in diesem Zusammenhang nur sehr eingeschränkt weiter.

Dem Team um Schirmer gehörte überhaupt kein ausgewiesener Burgenforscher an, was dazu führt, daß an sich einfache Tatbestände mißinterpretiert werden und naheliegende Schlußfolgerungen ausbleiben, weil die entsprechenden Spezialkenntnisse über den mittelalterlichen Burgenbau fehlen. So wird etwa in Bezug auf die gegenüber allen sonstigen Außenwänden erheblich gesteigerte Stärke der Außenwand 1 (Portalwand, 2,79 m gegenüber 2,56 m) an unterschiedlichen Stellen und von unterschiedlichen Autoren alle möglichen Theorien aufgestellt; die einzig sinnvolle Erklärung jedoch bleibt aus: nämlich die, daß es sich um die *Schildwand* dieser Burg handelt. Eine Schildwand, die naturgemäß bei allen mittelalterlichen Burgen stärker ausgebildet ist als die restlichen Außenwände. Daraus ergibt sich gleich der nächste Einwand, daß hier bei allen Erörterungen die militärische Funktionalität von Castel del Monte, die mittlerweile in Fachkreisen nicht mehr umstritten ist, vollständig außer acht gelassen wird. Trotz aller Idealität und hieratischer Aura: In grundsätzlicher Hinsicht handelt es sich bei Castel del Monte um einen militärischen Anforderungen entsprechenden Wehr- bzw. Burgenbau, worauf auch das nur an einer Stelle des Buches in einem Nebensatz erwähnte *Fallgatter* hinweist, das für die Verteidigungsfähigkeit des Portalbereichs entscheidend ist.

Die Konsequenzen aus der Verstärkung der Schildwand 1, nämlich die Verschiebung des dahinterliegenden Innenraumes 1 des Erdgeschoßes um den Betrag der Verstärkung der Außenmauer nach innen, Richtung Hofmitte, wird daher an verschiedenen Stellen mit untauglichen Argumenten zu motivieren versucht (Schirmer selbst schreibt sogar, es gebe überhaupt keine sichere Begründung hierfür). Der Umstand, daß das Oktogon in seinem Äußeren offenbar unbedingt einheitlich gehalten

werden sollte, daß die Schildwand mit ihrer größeren Stärke daher nach innen „kassiert“ wird, bleibt dementsprechend unerkannt. Die Behauptung Schirmers (S. 24), es sei quasi ein spontaner Entschluß gewesen, der nach Baubeginn zu einer Verstärkung von der Portalwand 1 geführt habe, bleibt in diesem Kontext unverständlich. Stattdessen ist davon auszugehen, daß die Ausbildung der Portalwand 1 als *Schildwand* (auch im Obergeschoß) mit entsprechend größerer Wandstärke von vornherein festlag. Daraus folgt weiter, daß auch die (in der Realität kaum bemerkbare) Unregelmäßigkeit des Hofoktogons – im Gegensatz zu Schirmers Überzeugung – von vornherein einkalkuliert worden ist.

Mit dieser Einschränkung unmittelbar verbunden werden muß gleichzeitig das Lob für den wertvollsten Beitrag des Buches: die Analyse der stereometrisch-geodätischen *Vermessung* des Bauwerks durch Wolfgang Zick. Hier wird erstmals das Bauwerk in exakten Quantifizierungen greifbar. Im Maßstab 1:25 entstanden daraus zentimetergenaue Pläne, die eine intrinsische Beschäftigung mit dem Bauwerk und seinen Abmessungen ermöglichen. Damit ist dann tatsächlich erstmals heutigen wissenschaftlichen, baugeschichtlichen Maßstäben genügendes Planmaterial erstellt worden, das erste Mal überhaupt für einen friderizianischen Bau in Süditalien. Der Öffentlichkeit bzw. der Leserschaft des Buches wird davon allerdings offensichtlich nur ein kleiner Teil zur Verfügung gestellt (wobei diese Einschränkung nicht in buchproduktionstechnischen Beschränkungen begründet liegen kann – man hätte auch auf einige der eher Coffetable-Book Charakter aufweisenden Tafeln verzichten und statt dessen mehr Planbeispiele begeben können).

Unverständlich ist auch, warum dem *Aufriß* des Gebäudes (von einigen in Nebensätzen versteckten Bemerkungen abgesehen) keine grundsätzliche Analyse gewidmet wird. So viele Details des *Grundrisses* von Erd- und Obergeschoß erörtert werden, die dritte Dimension findet keine Beachtung. Hier bleibt die Publikation auch hinter den in der Vergangenheit publizierten Vorberichten Schirmers zurück, denen teilweise einige der erarbeiteten zeichnerischen und mit Maßangaben versehenen Darstellungen des Aufrisses beigegeben waren, die hier völlig fehlen (der als Beilage 7 mitgelieferte Schnitt durch das Gebäude ist ohne Maßangaben nur von eingeschränkter Brauchbarkeit). Bei der jetzt vorgelegten Publikation handelt es sich also genau genommen nur um eine erweiterte Erörterung des Grundrisses von Castel del Monte.

Wie bereits kurz angedeutet, wird auf die *militärischen* Belange des Bauwerks – bei all den angestrebten Diskussionen um die „haustechnischen“ Anlagen, die allein 15 Seiten in Anspruch nehmen – in der vorliegenden Publikation nicht eingegangen. Überhaupt leidet der größte Teil der deutschsprachigen Forschungsliteratur zu Castel del Monte darunter, daß vor lauter Bewunderung der „Idealität“ des Bauwerks, die anscheinend jede praktische Nutzung ausschließt, die unübersehbaren Hinweise auf den Befestigungscharakter dieser Architektur aus dem Blick geraten.

Ein Blick auf den Aufriß ergibt hier zusätzliche Erkenntnisse. Im Obergeschoß beträgt die für das Erdgeschoß bereits erwähnte Wandverstärkung von Raum 1 (Schildwand) sogar bis zu 70 cm. Daher sind auch die Thesen Schirmers bezüglich

des Ablaufs der *Absteckungen* auf dem Bauplatz in entscheidenden Punkten zu revidieren. Im Innern setzt sich die Umsetzung fortifikatorischer Notwendigkeiten fort. So ist im Erdgeschoß auch die Trennwand zwischen Raum 1 und 2 um 20 cm gegenüber den anderen Trennwänden verstärkt worden. Mit der Breite der Türen bzw. der Türflügel (S. 26) hat all dies ganz sicher nichts zu tun.

Hier macht sich der strukturelle Fehler innerhalb der Arbeitsgruppe am deutlichsten bemerkbar, keinen ausgewiesenen Burgenforscher zur Mitarbeit innerhalb des Bearbeiterstabes hinzugezogen zu haben, um erstmalig, auf der Grundlage der vorhandenen Erörterung aller möglichen bautechnischen Facetten (über mehr als 60 der insgesamt 97 Textseiten) gerade den für die Funktion des Bauwerks entscheidenden Aspekt auf der Basis gesicherter Beobachtungen am Bauwerk selber zu diskutieren.

Obwohl Schirmer vorweg klarstellt, keine Diskussion um die Grundrißgeometrie führen zu wollen (S. 41), erfolgt im zentralen Teil des Buches eine ausführliche Diskussion eben dieses Grundrisses und seiner möglichen Absteckung auf dem Bauplatz (S. 84 ff.). Hier sind denn – wenn auch nur an wenigen Stellen – die einzigen offen ausgesprochenen Abweichungen vom Gedanken- und Thesengut des geistigen Vaters dieser Unternehmung, Heinz Götze, zu lesen.

Richtig ist generell die Annahme, daß *palmo* und *canna* die entsprechenden am Bau verwendeten Maßeinheiten sind (darauf hatte sich die Forschung schon seit längerem geeinigt), und daß es für die größte Ausdehnung des Bauwerks zwischen zwei parallelen Außenwänden eine runde Gesamtmaßzahl geben müsse. Die Zahl von 25 *canne* gilt jedoch nicht nur (wie von Schirmer angenommen) für die größte Breite, sondern ist – nach mittelalterlichem Konstruktionsschema – gleichzeitig die Seitenlänge der beiden um 45 Grad gegeneinander verdrehten Quadrate, die der Konstruktion des Achtecks zugrunde liegen. Dankwart Leistikow hatte in der Vergangenheit schon darauf hingewiesen, daß die Hofbreite genau 8,5 *canne* beträgt. Schirmer erwähnt dieses Maß nicht, er beschränkt seine Ausführungen weitgehend auf *palmo*-Maße. Er hat sicher recht damit, daß die Grundidee der inneren Gebäudedisposition war, vom Mittelpunkt des Gebäudes aus bis zur äußersten Mauer bzw. den Turmsokkeln die Strecke derart zu teilen, daß ein Drittel die Distanz Mittelpunkt-Hofmauer, ein Drittel Hofmauer-Innenseite Außenmauer, und ein weiteres Drittel Innenseite Außenmauer-Außenseite Turmsockel beträgt. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß trotz der verführerischen Gesamtlänge von ca. 100 *palmi* für das Gesamtmaß die Einmessung dieser Strecke in dem praktikableren Maß der *canna* vorgenommen wurde, wobei diese Strecken jeweils  $4\frac{1}{4}$  *canne* entsprechen.

Insgesamt drängt sich für das von Schirmer vorgeschlagene Absteckungsverfahren der Einwand auf, den er selber macht, daß dieses Verfahren nämlich eher theoretisch als praktisch anwendbar gewesen sei (S. 90).

Was von Schirmer nicht angesprochen wird, was aber nahe liegt, ist, aus den regelmäßig differierenden Abständen der einander gegenüberliegenden Turmaußenwände auf die Beschäftigung von mindestens zwei verschiedenen Bauhandwerker-Equipen zu schließen (Schirmer vermutet dies an anderer, weniger einleuchtender

Stelle). Dieser Abstand beträgt zwischen den Türmen 2 und 3, den Türmen 4 und 5 und den Türmen 5 und 6 jeweils 10,35 Meter oder 4,9 *canne*, während er zwischen den Türmen 1 und 2 mit 10,55 Meter sowie zwischen 6 und 7 mit 10,51 Meter ziemlich genau 5 *canne* entspricht.

Hier wie andernorts noch nicht erörtert wurde die Frage, wie die Baufläche überhaupt nivelliert wurde, nicht im wörtlichen Sinne, sondern in Hinsicht darauf, wie die absolute Waagrechte festgelegt wurde. Das kann eigentlich nur in dem schon aus der Pharaonenzeit bekannten Verfahren vor sich gegangen sein, daß man auf der Baufläche einen künstlichen See anlegt, indem man die Fundamentinnenfläche nach erfolgter Aufmauerung mit Wasser füllt, und mit dem Pegelstand auch – gleich einer übergroßen „Wasserwaage“ – das Wassermaß für die Waagrechte hat.

Ob die Orientierung des Portals nach Osten religiöse (dem Sakralbau entlehnte) Gründe hatte, und man darüber hinaus den flach abfallenden Osthang zur Lagerung von Baumaterialien nutzen wollte, oder ob auch diese Entscheidung nicht sehr viel eher fortifikatorische Gründe hatte, sei dahingestellt. Mir scheint naheliegender, daß man den Zugang zur Burg entsprechend mittelalterlichen Gepflogenheiten auf die flache Hügelseite legte, diese Bauseite dafür aber schildwandartig verstärkte.

Auch bei der Erörterung der weiteren von ihm festgestellten und auf *palmo* umgerechneten Maße geht Schirmer auf die Aufrißproportionen nur in einem Nebensatz ein. In Bezug auf eine mögliche *Hofgalerie* stellt sich Schirmer an die Seite der Skeptiker. Seine diesbezüglichen Argumente lassen eine solche Hofgalerie im Bereich des heutigen Obergeschosses jedoch eher plausibel erscheinen. Wozu sonst sollten die an fünf von acht Hofwänden wandmittig erhaltenen Ansatzstücke dienen? Bekanntlich sind die Restaurierungsarbeiten in der Vergangenheit (was Schirmer nicht wahrhaben will) oft und lange Zeit mit einem Mindestmaß an historischer Verantwortung und mit einem Maximum an „unredlicher“ Rekonstruktion eines fiktiven Idealzustandes durchgeführt worden (S. 28) und keineswegs mit einer „allenthalben zu beobachtenden Sorgfältigkeit“, so daß die fehlenden drei Ansatzstücke solchen „Überarbeitungen“ des Quaderbestandes zum Opfer gefallen sein dürften. Und Welch anderem Zweck sollten sonst die drei Fenstertüren der Obergeschoß-Hofwände dienen, wenn nicht als Zugang zu einer solchen Hofgalerie?

Die Frage einer möglichen Außenverputzung wird kein einziges Mal angeschnitten, dabei ist davon auszugehen, daß die ursprüngliche Außengestaltung mittelalterlicher Bauwerke nicht unserer heutigen Ästhetik einer Steinsichtigkeit gehorchte, sondern eine auffällige, architektonische Formen betonende bzw. erzeugende Farbfassung vorsah, die den zusätzlichen Effekt hatte, das Mauerwerk gegen die Wetterunbilden zu schützen (wie etwa am Limburger Dom). Und zumindest für den Innenraum sind von Seiten der italienischen Fachkollegen offensichtlich Reste einer Putz- und Farbfassung nachgewiesen worden (im Bereich des *opus reticulatum* in den Obergeschoß-Räumen).

In den ausführlichen Bemerkungen zu den Wandinkrustationen von Ulrike Hess werden solche Innenraum-Verputzungen jedweder Form nicht erwähnt. Unklar bleibt, ob von Schirmers Team überhaupt nach Spuren von Verputzungen gesucht

wurde, wie sie auch etwa für die Kapelle von Castel Maniace in Syrakus nachgewiesen sind.

Zurecht revidiert Schirmer eine der vielen unberufenen Stimmen im Chor der Publikationen zu Castel del Monte, in diesem Fall die Meinung von Joachim Poesche, die Werkstücke des Stützensystems seien „unzweifelhaft aus antikem Spolienmaterial hergestellt“ – statt dessen hat Schirmer an keinem einzigen dieser Werkstücke Spuren einer Überarbeitung älterer Spolien gefunden.

An verschiedenen Stellen des Buches weisen Schirmer und seine Kollegen darauf hin, daß die ursprüngliche *Gesamthöhe* des Bauwerks offensichtlich deutlich höher lag als im heutigen Bauzustand. Allerdings wird dann ein – schon aus ästhetisch-proportionalen Gründen naheliegendes – drittes Stockwerk nur in der Frageform als Möglichkeit aufgezählt. Der mündlich in der Vergangenheit zugestandene Hinweis, daß dies statisch ohne weiteres möglich wäre, unterbleibt hier. Ebenso unterbleibt die Erörterung möglicher Verwendungszwecke, auch wenn erwähnt wird, daß die Dachebene, sprich das dritte Stockwerk, das einzige gewesen wäre, das abgeschlossen werden konnte – was meine These stützt, daß dieses potentielle Stockwerk, so es jemals geplant und/oder vorhanden gewesen wäre, als Aufenthaltsort etwa für den Staatsschatz (die *camera*) bzw. das zentrale Dokumentenarchiv vorgesehen war.

Daß die größte Raumhöhe in Raum 5 des Erdgeschosses zu verzeichnen ist, mag tatsächlich darauf zurückzuführen sein, daß mit der Einwölbung in Raum 1 begonnen und dann nach beiden Seiten separat fortgesetzt wurde, so daß man sich am „Durchstich“, am Treffpunkt der beiden Wölbungskampagnen in Raum 5, dann einem Nivellierungsproblem gegenüber sah (wobei auch diese prominent betonten Abweichungen letztlich im „üblichen Rahmen“ von 10 cm bei einer Raumhöhe von rund 8,70 m bleiben).

Wenn in den zuvor schon an anderer Stelle ausführlich publizierten Überlegungen von Dorothee Sack zu den „Hausinstallationen“ formuliert wird, die Außenzisterne vor dem Hauptportal sei von Wasser aus der Umgebung der Burg gespeist worden (S. 68 und 70), so erstaunt dies. Dazu hätte die Umgebung gepflastert und mit einem (dann heute spurlos verschwundenen) Ablaufsystem versehen sein müssen. Stattdessen ist wie in der bisherigen Forschungsmeinung davon auszugehen, daß die Außenzisterne als Überlauf-Auffang für die Hofzisterne diene und von dieser gespeist wurde. Auch die auffällige Zahl von Toiletten und Handwaschbecken wird dann – entgegen der Ankündigung (S. 71) – nur beschrieben, nicht jedoch interpretiert. Die Verbindung zu Raumgruppenbildungen, wie sie im islamischen Raum in den Jahrhunderten zuvor entwickelt worden waren, scheint jedenfalls eine höchstens oberflächliche gewesen zu sein, zu verschieden sind die Anlagen und die dahinterstehenden Konzeptionen.

Die astronomischen Anmerkungen von Wolfgang Zick bestätigen noch einmal, was bereits vor einigen Jahren von Klaus Gawlik festgestellt worden war: daß jegliche astronomische Begründung für die Gestaltung von Bauteilen oder dem Bau als Ganzem ausgeschlossen werden kann.

Weitere wichtige Teilerkenntnisse sind in Zukunft möglicherweise von der in-

nerhalb des Buches verschiedentlich erwähnten, in Arbeit befindlichen systematischen Untersuchung der bisherigen Restaurierungsmaßnahmen durch Anna de Palma zu erwarten.

Auf Flüchtigkeitsfehler gehen vermutlich einige mißverständliche bzw. nicht nachvollziehbare Formulierungen zurück, aus denen man ansonsten auf ein fragwürdiges historisches Bild friderizianischer Architektur, das hinter Schirmers Beschäftigung mit Castel del Monte steht, schließen müßte. So etwa, wenn behauptet wird, die Wände des Innenhofes verrieten zwar eine Ordnung, aber kein gestalterisches System (S. 3 und 46). Und Wolfgang Krönig wollte als Summe seiner lebenslangen Beschäftigung mit Castel del Monte sicher keine Baubeschreibung, sondern eine umfassende Monographie veröffentlichen (S. 1).

Daß das Buch kein Register aufweist (ein Orts-, Namen- und Sachregister wären bei einem Buch dieses Anspruchs wünschenswert gewesen) paßt in das Bild der immer weiter um sich greifenden Unsitte, bei wissenschaftlichen Publikationen auf die Beigabe dieser wichtigen Hilfsmittel zu verzichten, obwohl der Einsparungseffekt einerseits sehr klein, der Nachteil für Benutzer aber groß ist.

Abschließend überwiegt die Enttäuschung, wenn man das Buch nach der Lektüre wieder aus der Hand legt. Als reine Baubeschreibung, wie dies im ersten Kapitel postuliert wurde, greift die Darstellung zu kurz, da ihr – wie erwähnt – nur eine rudimentäre Erörterung des Aufrisses folgt und sich die Beschreibung insgesamt auf Grundrisse und Detailbeobachtungen zu Fassadenordnungen bzw. Innenraumgliederungen beschränkt, ohne den Aufriß insgesamt in den Blick zu nehmen und darzustellen (von den entsprechenden Plandarstellungen, s. o., ganz zu schweigen), wobei dem Ganzen, dies der schwerste Einwand, die historische Einordnung fehlt.

Eine künftige kunsthistorische bzw. architekturgeschichtliche Beschäftigung mit dem Bauwerk steht also noch aus und wird auf dem am Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe archivierten Plan- und Photomaterials dieser Vermessungskampagne aufbauen können.

ALEXANDER KNAAK  
Köln

**Ute Engel: Die Kathedrale von Worcester** (*Kunstwissenschaftliche Studien*, 88); München – Berlin: Deutscher Kunstverlag 2000; 368 S., 25 Strichzeichnungen, 220 SW-Abb.; ISBN 3-422-06305-6; € 75,80

Es ist beklagenswert, daß die mittelalterliche Architektur der britischen Inseln, vom Kontinent aus betrachtet, in der Kunstgeschichte immer noch in einer *splendid isolation* zu verharren scheint. Trotz der stupenden Qualität dieser Architektur, einer vielfach exzellenten Bestandsüberlieferung, der teilweise hervorragenden Quellenlage und einer bis in das 18. Jahrhundert zurückreichenden intensiven englischen Forschung liegen die insulare Romanik und Gotik hierzulande immer noch eher am Rand der Forschung und Bibliotheksakquisition. Insofern ist Ute Engels Publikation